

"Richtet nicht..."

Autor(en): **Blanke, Huldrych**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus**

Band (Jahr): **68 (1974)**

Heft 6

PDF erstellt am: **12.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-142364>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

«Richtet nicht . . .»

«Wir sind von dem uns angedichteten tierlichen Mordtrieb ausgegangen und dazu gelangt, die uns Menschen angehende 'Aggression' weitgehend in den **Verfügbarkeiten der menschlichen Freiheit** zu sehen . . .»

«Man käme bald darauf, daß tiefverändernde, gleichsam ernsteste chirurgische Operationen an unserm abendländischen Kultur-«Leib» unumgänglich sind. Und ich füge hinzu: der benötigte Arzt, er müßte übermenschliche Fähigkeiten besitzen.»

«Denn es ist ja eine grundwellenartige Metanoia, eine tiefgreifende innere Reinigung vonnöten, ehe eine Vernunft des Herzens im Sinne Blaise Pascals und eine Lebensfrommheit gedeihen können; sie aber befähigen uns erst dazu, die 'Einheit als Vielfalt' in rechtem Maße zu leben.»

Der Anthropologe Kurt Gerhardt in seinem Buch «Aggression und Rassismus — elementare Verhaltensweisen?» (Kösel-Verlag, München 1973).

In seiner Rede am 1. Mai auf dem Marktplatz hat Bundesrat Ritschard gesagt, internationale Solidarität beweise man nicht in erster Linie durch Resolutionen, sondern durch sein Verhalten gegenüber dem ausländischen Kollegen am eigenen Arbeitsplatz. Er sprach auch von der «Unmenschlichkeit» der neuerdings eingeleiteten Überfremdungsinitiative und hat, wie ich meine, mit solchen keineswegs populären Worten vor seiner Hörerschaft Mut bewiesen.

Sicher wäre es falsch, liebe Gemeinde, wenn wir nun, die wir vielleicht nicht zu dieser Hörerschaft gehören und damit auch ihre echten Probleme in den erwähnten Zusammenhängen nicht kennen, uns an die Brust schlägen. Das Wort Ritschards gilt auch auf anderen Ebenen. Ich denke an das Problem der Chile-Flüchtlinge in der Schweiz, in Basel, in Riehen. Ich meine feststellen zu können (und stütze mich hier auf Erfahrungen, die mit offiziell eingereisten gesammelt worden sind), daß hier, aufs Ganze gesehen, die Herzlichkeit der Aufnahme zu wünschen übrig läßt und konstatiere, wie schwer es fällt, Anstellungen für die Familienväter zu finden, die einigermaßen ihren Begabungen entsprechen. Sicher spielen da sprachliche Faktoren eine Rolle, oft aber auch, so dünkt einen, der fehlende gute Wille der Arbeitgeber. Ich glaube nicht falsch zu sehen, wenn ich hier Abwehrreaktionen im Spiele finde und hinter ihnen eine Einstellung, die nicht zu dulden bereit ist, daß diese Emigranten für ihr Land das Experiment eines andern gesellschaftlichen Modells zu wagen suchten, auch wenn es im Rahmen demokratischer Möglichkeiten geschah und wohl nicht ohne Grund.

Warum das so ist, daß wir Menschen so rasch bereit sind, Mitmenschen abzulehnen, die anders sind als wir, die anders denken als

wir, das ist eine Frage, die, wie ich meine, einem christlichen Gewissen heute zu schaffen machen müßte; ja, ich meine zu sehen, daß diese Tendenz im Zunehmen begriffen ist heute — die Tendenz des Verurteilens: was mußte sich ein Willy Brandt, abgesehen von gemeiner Spionage, nicht von der Rechten und von der extremen Linken fremder und eigener Reihen alles gefallen lassen;; wie leicht und rasch wird heute gerade auch unter Christen über Christen geurteilt, die Christus in dieser Welt heute und für diese Welt neu zu verstehen suchen und infolgedessen nicht jeder überlieferten Norm mehr genügen können.

Jesus war tolerant. Auf der Seite derjenigen war er zu finden, die im Sinne öffentlicher Meinung, offiziellen Glaubens als Disqualifizierte galten. Er ging auch den Pharisäern nicht aus dem Weg, aber da kam es selten zu einem echten Gespräch. Jesus fühlte sich zu Hause unter den Armen. Sie pries er selig im Blick auf das kommende Reich Gottes. Er fühlte sich zu Hause unter denen, deren Volkstum und Glauben in Zweifel gezogen wurde, unter den Samaritern. Weil sie im 8. und 7. Jahrhundert v. Chr. israelitisches Blut mit dem assyrischen Eroberer vermischt hatten, waren sie aus der jüdischen Glaubensgemeinschaft ausgestoßen worden. So waren sie zur Sekte geworden und hatten sich auf dem Garizim ihr eigenes Heiligtum geschaffen. Man grüßte sie nicht, wenn sie durch israelitisches Land reisten; man verbot ihnen die Brunnen; man machte einen weiten Umweg um ihr Gebiet, wenn man von Galiläa nach Jerusalem zog. — Ganz anders Jesus: er reist durch ihr Land, er redet mit ihnen, er bevorzugt sie direkt und — Gipfel der Anstößigkeit — er redet mit einem dieser samaritanischen Individuen, das erst noch eine Frau ist und erst noch eine Frau mit schlechtem Ruf. Ja, Jesus fühlte sich zu Hause nicht nur bei denen, die einen falschen Glauben, sondern nach israelitischen Begriffen überhaupt keinen Glauben hatten, bei den Heiden, beim Hauptmann von Kapernaum zum Beispiel; er äußert sogar die Vermutung, daß unter diesen das kommende Reich Gottes seine Kinder weit eher finden wird, als unter den Frommen, die es schon in der Tasche zu haben glauben.

Jesus war tolerant, man könnte sagen bedingungslos; nur gegen eines war er intolerant: gegen die Intoleranz. — Die Sünde hatte für Jesus einen einzigen, sehr einfachen Nenner: die Ich-Sucht. Sünde war für ihn nur, was aus der Ich-Sucht stammte. Deshalb wurden so viele Sünden für ihn zur Nebensache. Deshalb wurde e i n e Sünde für ihn so wichtig, die Sünde der Intoleranz, des Pharisäismus — weil sie das eigene Wesen und Denken absolut setzt und vergißt, daß wir als Menschen a l l e unterwegs sind, also niemals und keiner im Vollbesitz der Wahrheit. Gewiß, dieses Wissen, daß wir wenig oder nichts wissen, kann auch bei den Sektierern und Heiden verloren gehen; auch dort gab und gibt es Ideologen. Jesus sah es verloren zuerst bei den Frommen

selbst; hier vor allem fand er solche, die ihre Relativität vergaßen und ihren Glauben im Sinn eines «Friß oder stirb» anbieten zu können glaubten, während für ihn unter «denen draußen» das Element des Suchens weit offenkundiger blieb, das Bewußtsein geistig und geistlich arm zu sein.

Es gibt unter den Wissenschaftlern der Verhaltensforschung eine Richtung (die Schule von Konrad Lorenz), die ist der Meinung, daß dem Menschen in dieser Lage, die Christus die Sünde nannte, im Grunde nicht mehr zu helfen sei. Sie redet von einem uns angeborenen, einem uns biologisch einprogrammierten Aggressionstrieb, dem, als einer Erbsünde gewissermaßen, nicht zu entkommen sei, und der uns in alle Ewigkeit sozusagen neu verführt, uns abzugrenzen, andere zu unterdrücken, Kriege zu führen.

Es gibt eine andere Richtung der Verhaltensforschung, die dieser widerspricht, und sich je länger je mehr durchzusetzen scheint. Das zu Beginn zitierte, außerordentlich lesenswerte Buch von **Kurt Gerhardt** gehört in diesen Zusammenhang. Sie bestreitet keineswegs, daß sowohl Tier wie Mensch einen natürlichen Ich-Trieb kennt; sie bestreitet nicht, daß dieser Trieb zu sogenanntem Revierverhalten führt, das heißt zur Ausbildung von relativ stabilen Wohngebieten für Einzelwesen oder Gruppen. Sie weist aber daraufhin, daß dieser Vorgang unter normalen Umständen niemals zur Verletzung oder gar Vernichtung des Gegners führt, nicht einmal zur Zufügung von Schmerz, daß im Gegenteil gerade hochentwickelte Arten, zum Beispiel die meisten Affen, eine erstaunliche Stufe nichtaggressiven Verhaltens erreicht haben.

Woher aber kommt dann, daß der natürliche und notwendige Ich-Trieb sich zu jener Ich-Sucht oder Aggressivität auswachsen konnte, der ja nun gerade wir Menschen in so außerordentlichem Maße unterworfen sind? Aggressivität, so sagen Forscher der letzterwähnten Richtung, kommt nicht, wie behauptet, von Geburt; sie ist uns nicht angeboren, sie ist erworben, Ergebnis einer gestörten sozialen Entwicklung, des Raummangels etwa, nicht zuletzt einer Erziehung, die den Menschen zwingt, unterdrückt, beschneidet und gerade so den Wunsch entstehen läßt, selber oben zu sein, über andern, selber andere unterdrücken zu können — also einen Geltungstrieb erzeugt, der sich in Unduldsamkeit und Anschwärzerei äußert und zur Aussonderung von Menschen anderer Rassen und Überzeugungen führt. Nur eine Erziehung, so wird in solchen Zusammenhängen dann, ich meine überzeugend, postuliert, die einem Menschenkind von früh auf in intensiver Zuwendung das Gefühl seines Wertes zu vermitteln vermag, läßt es zu einem freien, sichern, schöpferischen Menschen werden, der sich als gleicher unter gleichen fühlt und als solcher Toleranz ganz selbstverständlich lebt.

Das Neue Testament nennt Jesus den Zweiten Adam und meint damit tatsächlich, daß Er derjenige sei, der uns, ja unsere Welt in den ursprünglichen Zustand der Unschuld zurückversetzen könne. Und es redet davon nicht nur in schönen Worten, sondern weist uns hin auf Einzelne und auf Gemeinden, die aus Christi Kraft neue Menschen wurden und als solche Grenzen zu überschreiten vermochten: Paulus, den Apostel der Völker, der nach manchen Kämpfen mit denen, die als Säulen galten, die Grenzen des mosaischen Gesetzes fällte; die erste Gemeinde an Pfingsten, von der es gleichnishaft heißt, daß sie in allen Sprachen der Welt zu reden begann, die also den Unterschied von Rassen nicht mehr kannte — sowenig wie den der Klassen, wie zu lesen ist: «Sie hatten alles gemeinsam».

Wie aber kann das, was damals in Jesu Nähe offenbar geschehen ist, geschehen heute gegenüber Italienern, Chilenen, unter Christen? Albert Schweitzer hat von einem eigenartigen Begebnis gesprochen, das sich in der Begegnung mit Jesus vollziehen kann, auch heute. Er redet von einem «Verstehen von Wille zu Wille», das sich in meditativem Umgang mit dem Nazarener eröffnet. An Jesus, so meint Schweitzer, erkennen wir wieder, was in uns allen angelegt ist, aber durch so vieles verschüttet worden ist. Wir erkennen den Willen zur Gemeinschaft, zur Brüderlichkeit als unser eigentliches Wesen und werden so, die Verirrten und Irgeleiteten, zurückgeführt zu unserem Ursprung, zum Quell unseres Lebens — zu Gott, der als ewige Energie die Schöpfung durchströmt und sie zieht, auch uns, gegen alle Widerstände hinein in den ewigen Einklang aller Wesen und Dinge in seinem Reich.

In diesem Sinne, liebe Gemeinde, führt wahrer Glaube nun allerdings zur Psychologie, Soziologie und schließlich zur Politik, mag diese Überzeugung auch da und dort ungerne gesehen sein; ja Glaube muß dazu führen, weil nämlich der Impuls der Liebe, den wir von Jesus her empfangen, uns geradezu zwingt, der Verformung, Versklavung unseres wahren, brüderlichen Wesens auf den Grund zu gehen und die Frage zu stellen, woher das kommt, wo die Wurzeln sind der Krankheit, die Ursachen der Gewalt, wo die Weiche der sozialen Entwicklung des Menschen falsch gestellt worden ist? Es ist Gottes Wille selbst, der die Einheit will, der in uns diese Fragen stellt, und will, daß wir ihm helfen, mit allen unseren Gaben, auch unserem Denken, Hindernisse auszuräumen auf dem Weg zu seinem Reich.

Liebe Gemeinde, lassen wir uns rufen durch Jesus: hinein in Gottes Willen! Lassen wir uns aufnehmen in die Dynamik der Geschichte Gottes und Gott liebend den Nächsten lieben, über alle Grenzen!

Huldrych Blanke, Riehen